

Damaris Kofmehl

BAD COP
EIN POLIZIST AUF DER FLUCHT

SCM

INHALT

Vorwort	7
1. Tu das Richtige!	9
2. Einmal ein Gauner, immer ein Gauner	18
3. Ein Rookie in New Orleans	28
4. Bad Cop.	40
5. Die überschrittene Linie	54
6. Die Falle.	67
7. Ein riskanter Plan	80
8. Auf der Flucht	94
9. Ab in den Wald	106
10. Der Gatineau-Park	117
11. Die Jagd	134
12. Leben in der Wildnis	146
13. Überlebenskünstler	155
14. Der Wilde	163
15. Der Wintermantel	177
16. Pater George Clements	187
17. Die Great Smoky Mountains	199
18. Spikey	206
19. Der Streit	216
20. Der Vollstrecker	227
21. Wolfsmensch auf Wanderschaft	239
22. Der Dopingdealer	253
23. Christy	271
24. Ein Unerwarteter Besucher	280
25. Die Büchse	288
26. Das Urteil	301
27. Wie es weiterging	315
Informationen zur Autorin:	317

1. TU DAS RICHTIGE!

New Orleans, Louisiana. 1970.

»Heute Nacht rauben wir den Lebensmittelladen aus! Heute Nacht, sobald Großmutter schläft.«

Meine drei jüngeren Brüder standen in ihren Pyjamas neben mir im Badezimmer und sahen mich entgeistert an.

»Bist du sicher, dass wir das tun sollen?«, flüsterte Kenth, den Mund voller Zahnpasta.

»Natürlich bin ich das!«, antwortete ich überzeugt und spuckte ins Waschbecken. »Es ist doch so: Großmutter müht sich tagtäglich ab, um uns irgendwie über die Runden zu bringen. Gestern hat sie selbst kaum was gegessen, damit keiner von uns leer ausgeht. So kann es nicht weitergehen.«

»Großmutter würde das niemals gutheißen«, wandte Kwame ein. »Du kennst doch ihren Spruch.«

»Tu das Richtige«, zitierten wir ihn alle wie aus einem Munde. Und obwohl Großmutter nicht anwesend war, fühlte es sich dennoch so an, als stünde sie direkt hinter uns. Für einen Moment kamen sogar mir Zweifel. Aber dann reckte ich mein Kinn und rechtfertigte meinen Plan entschlossen: »Ich werde tun, was nötig ist. Ihr wollt doch essen, nicht wahr?« Meine Brüder nickten. »Dann haben wir keine Wahl. Also, seid ihr dabei, oder seid ihr zu feige dafür?«

Meine Brüder warfen einander bedenkliche Blicke zu. Tony war der Erste, der einwilligte.

»Ich bin dabei«, sagte er kühl und ließ seine Knöchel knacken.

»Also gut«, gab sich Kenth einen Ruck. »Tun wir's.«

»Meinetwegen«, schloss sich Kwame an. »Wann ziehen wir los?«

»Sobald wir sicher sind, dass Großmutter schläft«, sagte ich. »Ich denke, so gegen Mitternacht. Haltet euch bereit.«

Gesagt, getan. Wir lösten unsere kleine Geheimversammlung im Badezimmer auf und gingen auf unser Zimmer. Unsere fünf jüngeren Brüder und Schwestern, die ihren Raum uns gegenüber hatten, schliefen bereits tief und fest.

Wir waren neun Geschwister. Ich war fünfzehn Jahre alt und der Älteste. Nach mir kamen meine Brüder Tony, Kenth, Kwame, Keith und Jack. Und dann kamen meine Schwestern Valerie, Vivian und Thecla. Seit wir denken konnten, lebten wir bei Großmutter. Wenn wir sie fragten, warum wir nicht wie alle andern Kinder bei unseren Eltern aufwuchsen, sagte sie immer:

»Darüber zerbrecht euch nicht den Kopf. Ihr seid meine Kinder. Ich Sorge für euch. Alles andere ist unwichtig.«

Ich hätte schon gerne gewusst, warum ausgerechnet wir keine richtige Familie sein durften, wie es im Fernsehen immer gezeigt wurde. Meinen Vater hatte ich nie kennengelernt. Meine Mutter hatte ich genau achtmal in meinem Leben getroffen, immer dann, wenn sie ein neues Geschwisterchen bei Großmutter ablieferte. Ich hatte keinerlei Gefühle für sie. Sie war eine vollkommen Fremde für mich. Sie war eine sehr hübsche Afroamerikanerin, sehr intelligent, und sie wusste über ziemlich viel Bescheid, so kam es mir vor. Bei einer unserer raren Begegnungen fragte ich sie nach meinem Vater. Sie erzählte mir, er wäre ein Waisenjunge aus Texas gewesen und hätte in der amerikanischen Luftwaffe gedient. Ich fragte sie, warum er uns nicht einmal besuchen komme. Sie sagte, er hätte sich aus dem Staub gemacht und sie wüsste nicht, wo er wäre. Ich hasste ihn dafür. Wie konnte er neun Kinder in die Welt setzen und uns dann einfach verlassen? Auf meine Mutter hegte ich keinen Groll, auch wenn ich nicht verstand, warum sie uns nicht zu sich nahm. Aber auf meinen Vater war ich stinksauer. Ein feiger Hund war er. Jawohl, das war er. Und hätte ich ihn jemals getroffen, hätte ich ihn meine ganze Verachtung spüren lassen.

Großmutter kam in unser Zimmer. Ich und Tony teilten das Stockbett beim Fenster, Kenth und Kwame das neben dem Kleiderschrank. Wie jeden Abend blieb Großmutter zwischen den Stockbetten stehen, ließ ihren Blick über uns Jungs schweifen und sagte:

»Lasst uns dem Herrn für diesen Tag danken.«

Dann wartete sie, bis jeder von uns die Hände gefaltet und die Augen geschlossen hatte, und sprach ein kurzes Nachtgebet. Großmutter war eine tiefgläubige Frau. Sie erzog uns im christlichen Glauben und lehrte uns beten und so zu leben, wie es Gott gefiel. Sonntags, bei jedem Wetter, ob es stürmte oder die Sonne schien, zog sie ihre schicksten Kleider an, stülpte ihre weißen Handschuhe über, setzte den großen, eleganten Hut auf, klemmte ihre dicke und vom Lesen zerfledderte Bibel unter den Arm und marschierte mit uns neun geschniegelten und gestriegelten Kindern zur Kirche. Keiner von uns hätte es jemals gewagt, nicht mitzugehen. Großmutter war eine kleine, stämmige Frau, und ihre Autorität war unantastbar. Was sie sagte, war Gesetz, und wehe dem, der dagegen verstieß. Sie war nie gemein oder ungerecht zu uns – auch wenn wir den Teppichklopfer viel zu oft auf unsern Hintern zu spüren bekamen. Großmutter hatte ihre Methoden. Doch wir wussten, dass sie es immer gut mit uns meinte. Sie versuchte ganz einfach, uns neunköpfige Kinderschar, so gut es ihr möglich war, auf das harte Leben vorzubereiten, mit viel Liebe und einer guten Portion Disziplin.

Kaum hatte Großmutter das Licht ausgemacht und unser Zimmer verlassen, plagte mich das schlechte Gewissen. Natürlich wusste ich, dass es nicht in Ordnung war, einen Laden auszurauben. Aber es war auch nicht in Ordnung, länger zuzusehen, wie Großmutter sich um unseretwillen abkämpfte. Ganz ehrlich, es war mir ein Rätsel, wie sie es überhaupt schaffte, uns durchzubringen. Jeden Monat erhielt sie von der Sozialhilfe einen Scheck über dreihundert Dollar. Und davon überlebten wir. Irgendwie. Meine Geschwister und ich halfen mit, so gut wir konnten. Wir suchten kleine Jobs in der Nachbarschaft, strichen Zäune, mähten Rasen, verteilten Zeitungen, putzten Autos und taten alles, um ein paar Dollar dazuzuverdienen. Es reichte trotzdem hinten und vorne nicht aus. Und damit war jetzt endgültig Schluss!

Irgendjemand musste etwas tun. Und ich war schließlich der älteste von uns Kindern. Damit hatte ich auch die größte Verantwortung.

Wir lagen mucksmäuschenstill unter unseren bunt karierten Steppdecken und lauschten den uns wohlvertrauten Geräuschen der Nacht. Aus der Stube im Erdgeschoss erklang leise Gospelmusik. Großmutter war also noch wach, sah vermutlich die unbezahlten Rechnungen durch und fragte sich seufzend, wie sie die bloß begleichen sollte. Von draußen hörte ich den allabendlichen Zoff unserer Nachbarn, die sich anschrien, dass die Fetzen flogen. Ein paar Hunde bellten, und irgendwo in der Ferne ertönte das Martinshorn eines Krankenwagens. Wahrscheinlich war wieder mal jemand niedergestochen oder angeschossen worden. Nichts Außergewöhnliches in Hollygrove, dem Getto von New Orleans, in dem wir lebten. Es war ein Viertel, in welchem ausschließlich Schwarze wohnten. Die Gegend war sehr gefährlich und eine Brutstätte der Kriminalität. Eine Woche in Hollygrove genügte, um jeden anständigen Jungen in einen Gauner zu verwandeln. Und ich lebte doch schon mein ganzes Leben hier. Mit zunehmendem Alter rutschte hier fast jeder auf die schiefe Bahn, und ich war keine Ausnahme.

Meine erste Armbanduhr klaute ich mit zwölf. Ich war immer mit derselben Klicke unterwegs. Nach der Schule streiften wir gemeinsam durch die Straßen und klauten alles, was nicht niet- und nagelfest war. Wir rempelten Passanten an, und bevor sie realisierten, was geschah, hatten wir ihnen ihre Briefftasche oder ihren Schmuck abgenommen. Ich hatte nie ein schlechtes Gewissen dabei. Aber heute Nacht würde ich definitiv eine moralische Grenze überschreiten. Möglicherweise würde ich dafür in der Hölle schmoren. Ziemlich sicher sogar. Egal, sagte ich mir. Wir ziehen das jetzt durch.

»Ich glaube, sie schläft«, flüsterte Tony von oben und riss mich aus meiner Gedankenwelt.

»Na dann los«, flüsterte ich und warf die Bettdecke zurück.

Es war kurz vor Mitternacht, genau wie vermutet. Tony, Kenth, Kwame und ich schlüpfen in unsere Kleider und schlichen auf Zehenspitzen aus dem Zimmer. Leise huschten wir hinunter ins Erdgeschoss. Die alte Treppe knarrte verräterisch, aber Großmutter

wachte zum Glück nicht davon auf. Der Mond schien auf die Veranda, als wir das Haus verließen. Es war eine sternklare Nacht. Wir trabten die Straße entlang bis zum Lebensmittelgeschäft an der Ecke. Die Straßenlaterne flimmerte, weit und breit war keiner zu sehen. Eigentlich war Mr Burns, dem der alte Laden gehörte, kein schlechter Mensch und hatte es nicht verdient, von uns ausgeraubt zu werden. Aber darauf konnten wir jetzt keine Rücksicht nehmen. Wir schlichen uns hinter das Geschäft. Neben einer der Mülltonnen fand Tony eine Metallstange, mit der ich die Hintertür ohne großen Kraftaufwand aufbrach.

»Das war ja leicht«, kicherte ich.

Wir gingen in den Laden und schwärmten aus. Jeder schnappte sich einen leeren Kartoffelsack und stopfte ihn mit allerlei Lebensmitteln voll: getrocknete Bohnen, Reis, Brotlaibe, Süßkartoffeln, Nudeln und tonnenweise Sodas. Das Adrenalin schoss mir durch die Adern. Ich hatte Schiss, in flagranti erwischt zu werden, und gleichzeitig lachte ich innerlich über Mr Burns' Dummheit, den Laden nicht mit einer Alarmanlage gesichert zu haben. In nur wenigen Minuten plünderten wir den Laden, bevor ich zum Abmarsch blies.

»Gute Arbeit«, lobte ich meine Brüder wie ein Einsatzleiter seine Truppe. »Nichts wie weg hier!«

Wir warfen uns die vollen Säcke über die Schulter und rannten nach Hause zurück, wo wir die Beute hastig versteckten. Dann schlüpfen wir in unsere Pyjamas und legten uns in unsere Betten, als wäre nichts geschehen. Natürlich war ich viel zu aufgedreht zum Schlafen. Das Grinsen auf meinem Gesicht wollte nicht mehr weggehen. Ich hatte es getan. Ich hatte tatsächlich einen Laden ausgeraubt! Es war ein irres Erfolgsgefühl, so verdreht es auch war, einen Ladendiebstahl als Erfolg zu bezeichnen. Meine Brüder drehten sich unruhig hin und her und fanden ebenfalls keinen Schlaf. Tja, und gerade als ich halbwegs dabei war, ins Reich der Träume abzudriften, schreckte ich wieder hoch: Draußen heulte eine Polizeisirene auf, dann erklang das quiet-schende Geräusch von bremsenden Reifen unmittelbar vor unserem Haus, und im selben Moment blinkte unser Zimmer wie eine rotblaue Weihnachtsbeleuchtung auf. Meine Brüder und ich schossen in

die Höhe. Ich sah aus dem Fenster. Zwei Polizisten stiegen aus dem Wagen und näherten sich dem Haus mit raschen Schritten. Sie verschwanden aus meinem Blickfeld, als sie die Veranda betraten. Doch das Poltern gegen die Haustür war nicht zu überhören.

»Aufmachen! Polizei!«

Meine Brüder und ich sahen uns mit aufgerissenen Augen an.

»Wir sind geliefert!«, flüsterte Kwame. »Was machen wir jetzt?«

»Cool bleiben«, antwortete ich. »Ganz cool bleiben. Tut so, als würdet ihr schlafen.«

»Polizei!«, bellte einer der Beamten. »Machen Sie die Tür auf!«

»Ich komm ja schon!«, drang Großmutter verschlafene Stimme durch die Dielen zu uns hoch.

Mucksmäuschenstill lagen wir in unseren Betten. Die Haustür wurde geöffnet. Wir hörten, wie die Polizisten sich mit Großmutter unterhielten, konnten aber nichts vom Gespräch verstehen. Mir war auf einmal furchtbar heiß. Wie waren sie dahintergekommen? Was hatte uns verraten? Es hatte uns doch niemand gesehen! Gefolgt war uns auch keiner. Waren da vielleicht Kameras im Laden installiert gewesen? Die Treppe knarrte. Unsere Zimmertür wurde aufgerissen und das Licht angeknipst.

»Aufstehen, Jungs!« Großmutter Stimme klang wenig erfreut.

»Was'n los?«, murmelte Tony verschlafen. Wir spielten die Unschuldigen und blinzelten unter unseren Decken hervor. Großmutter stand in Pantoffeln, Nachthäubchen und Morgenmantel in der Tür, die Fäuste in die Seite gestemmt.

»Ihr wisst *ganz* genau, was los ist. Runter ins Wohnzimmer! Aber etwas flott!«

»Wieso?«, fragte ich und gähnte theatralisch. »Können wir das nicht morgen klären?«

»Ich sagte: Runter ins Wohnzimmer!«

Wir krochen gehorsam aus unseren Betten. Großmutter wartete wie ein Feldweibel neben der Tür, bis wir an ihr vorbeigewatschelt waren. Ich wagte es nicht, sie anzusehen. Doch ich spürte ihren Blick im Nacken, als ich die Treppe hinunterstieg. Unten im Wohnzimmer wurden wir von der Polizei in Empfang genommen. Und von Laden-

besitzer Mr Burns. Er machte eine finstere Miene und musterte uns unter seinen buschigen Augenbrauen verärgert. Da war mir klar, dass wir in echten Schwierigkeiten steckten.

»Ist es wahr?«, richtete Großmutter das Wort an uns. »Habt ihr Mr Burns' Laden ausgeraubt?«

Keiner von uns brachte den Mund auf. Wir standen mit hängenden Schultern nebeneinander und knabberten an unseren Lippen herum.

»Ein Nachbar hat euch gesehen, als ihr das Geschäft mit vollen Taschen verlassen habt«, klärte uns einer der Cops auf. »Er hat euch eindeutig erkannt. Leugnen hat also keinen Sinn. Wo habt ihr die Sachen versteckt?«

Wir schwiegen beharrlich.

»Dürfen wir uns im Haus umsehen, Ma'am?«

»Nur zu«, gab ihnen Großmutter die Erlaubnis.

Die Polizisten machten sich auf die Suche und wurden sehr schnell fündig. Das Diebesgut war überall verteilt, in den Schränken, unter unseren Betten, unterm Sofa. Leugnen hatte in der Tat keinen Zweck. Der aufgetürmte Berg von Esswaren zu unseren Füßen wurde immer größer, während wir immer weiter in uns zusammenschrumpften. Es war eine dumme Idee gewesen, einen Laden auszurauben, um unsere Vorräte aufzustocken, eine wirklich dumme. Das sah ich mittlerweile ein, wenn auch etwas spät.

»Was habt ihr euch nur dabei gedacht?«, fragte Großmutter aufgebracht. »Was um alles in der Welt ist in euch gefahren? Hab ich euch nicht stets gelehrt, das Richtige zu tun? Hab ich das nicht?!«

»Doch, Großmutter«, grummelten wir beschämt.

»Warum tut ihr dann so was? Sieh mich an, Robert!« Großmutter stand direkt vor mir. Ich hob zögerlich das Kinn und zwang mich zu einem kurzen Blickkontakt, bevor ich meine Augen rasch abwandte. Meine Schuldgefühle waren viel zu groß, als dass ich Großmutters Blick länger hätte standhalten können.

»Du bist der Älteste. Du solltest deinen jüngeren Brüdern ein *Vorbild* sein, Robert! Kwame ist erst elf! Ich kann einfach nicht glauben, dass du sie da mit hineingezogen hast.«

Ich presste die Lippen aufeinander und brachte keinen Ton heraus.

»So hab ich euch nicht erzogen, so nicht«, sagte Großmutter, und die Enttäuschung in ihrem Tonfall war fast noch schwerer zu ertragen als meine Gewissensbisse.

»Mr Burns, wie möchten Sie die Sache regeln?«, fragte einer der Beamten den Ladenbesitzer. »Möchten Sie Strafanzeige erstatten?«

Ich schielte ängstlich zu Mr Burns hinüber. Bestimmt würde er uns nicht einfach so davonkommen lassen. Bestimmt wollte er, dass wir so hart wie möglich bestraft werden für unsere Tat. Ich sah uns schon in Handschellen abgeführt werden und die Nacht in einer Zelle verbringen. Aber zu unser aller Überraschung ließ der Mann Gnade walten.

»Ich glaube, die Jungs haben ihre Lektion gelernt. Es reicht mir, wenn ich alle meine Ware zurückerhalte«, sagte er, worauf Großmutter ihm versicherte:

»Ich kümmere mich *persönlich* darum, Mr Burns. Gleich morgen früh bringen die Kinder eigenhändig *alles* zurück, was sie gestohlen haben.« Ihr Nachthäubchen wackelte auf ihrem Kopf, als sie mit einem Seitenblick auf uns energisch hinzufügte: »Ich versichere Ihnen, dass so etwas *nie* wieder vorkommen wird.«

Ich hatte so eine Ahnung, was sie damit andeutete. Wir waren schon für weniger mit dem Teppichklopfer verdroschen worden. Nun, eine Tracht Prügel von Großmutter einzukassieren, war immer noch besser, als ins Gefängnis zu kommen. Eigentlich hatten wir noch einmal Glück gehabt. Die Polizisten fertigten ein Protokoll an, welches Großmutter und Mr Burns unterschrieben. Dann verließen die Cops und Mr Burns das Haus. Ich sah, dass sich draußen trotz später Stunde ein paar Schaulustige angesammelt hatten. Bei dem blinkenden Polizeiauto vor unserer Tür war das kein Wunder. Großmutter musste die ganze Geschichte furchtbar unangenehm sein. Ich wartete darauf, eine weitere Moralpredigt von ihr zu hören, bevor der Teppichklopfer zum Einsatz kam. Doch stattdessen meinte Großmutter nur: »Wir unterhalten uns morgen«, und scheuchte uns mit einer wedelnden Handbewegung zurück auf unser Zimmer. Unnötig zu erwähnen, dass meine Brüder und ich die restliche Nacht kaum ein Auge zu brachten.

Der gefürchtete Morgen kam und damit der Zeitpunkt, die Kon-

sequenzen für unsere Tat zu tragen. Es hatte sich bereits in der ganzen Nachbarschaft herumgesprochen, was wir getan hatten. Es war Samstag. Das bedeutete, dass die meisten zu Hause waren und sich das Leben im Vorgarten oder auf der Straße abspielte. Das wiederum bedeutete, dass alle sehen konnten, wie meine drei Brüder und ich mit dem Diebesgut das Haus verließen, um es seinem rechtmäßigen Besitzer zurückzubringen. War das vielleicht peinlich. Großmutter dirigierte uns von der Veranda aus mit lauter Stimme die Straße hinunter. Die Nachbarn reckten neugierig ihre Köpfe. Von überall kamen sie aus den Häusern und Hinterhöfen, um der ungewöhnlichen Parade beizuwohnen. Unsere Schulkameraden standen am Straßenrand, lachten sich die Bäuche voll und rissen dumme Witze über unsere Unfähigkeit, einen Laden auszurauben.

Und als wären wir nicht schon genug bestraft gewesen, ließ sich Großmutter noch eine weitere Demütigung für uns einfallen. Kaum waren wir zurück von unserem öffentlichen Strafmarsch, musste sich jeder von uns eines ihrer Kleider anziehen und sich damit auf die Veranda setzen. Mehrere Stunden mussten wir dort sitzen bleiben, gekleidet wie vier alte Damen, und das Gespött der Leute ertragen. Ich schämte mich in Grund und Boden. Lieber hätte ich hundert Hiebe mit dem Teppichklopfer erhalten, als in aller Öffentlichkeit Großmutter's Kleid zu tragen.

Ja, Großmutter wusste, wie sie uns unsere Flausen aus dem Kopf treiben konnte. Meine Brüder hatten ihre Lektion jedenfalls gelernt und schworen sich, nie wieder etwas zu stehlen. Auch ich hatte meine Lektion gelernt – und schwor mir, mich nie wieder beim Stehlen erwischen zu lassen.